

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5spaltige Bettzeile oder deren Raum mit 20 Pfenningen berechnet. Berechnungsbasis 15 Pfenninge. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 18. Februar.

Die Herren von Boetticher und von Berlepsch, die Sozialpolitiker innerhalb des Kreises der leitenden Staatsmänner haben uns noch niemals zur Bewunderung hinreihen können. Zwar hat sich namentlich Herr von Boetticher stets bemüht, der von ihm versprochenen Sozialpolitik selber das höchste Lob zu zollen und hat auch des öftern von den „großen Wirkungen“ gesprochen, die die Sozialgesetzgebung angeblich bei den Arbeitern erzielt und wie sie die Sozialdemokratie verdrängt hat, indem sie den Arbeitern wieder Vertrauen zu den Regierungen gab. Wir wissen nicht, woher Herr von Boetticher solche Informationen schöpft; kommen sie wirklich von Arbeitern, so können das nur jene „Musterarbeiter“ oder „Fuchschwänzer“ sein, von denen jeder große Unternehmer sich einige Exemplare heranzubringen, um sie gelegentlich zu seinem Ruhm und Frommen als klassische Zeugen aufmarschieren lassen zu können. Wir lassen uns durch solche Dinge nicht im mindesten beeinflussen, sondern sind der Meinung, daß die sozialpolitische Kunst der Herren von Boetticher und von Berlepsch sich zwar sehr häufig des Schmucks der prunkhaften Phrase erfreut, dafür aber um so weniger des Positiven bietet. Man denke an das stolze Wort des Herrn von Boetticher bei der Beratung des Altersversicherungs- und Invalidengesetzes: „Liebet die Brüder!“ und an die kümmerlichen Gaben, die hinterher kamen; man denke an die Vorschläge zur „Rettung des Handwerks“, die von beiden Staatsmännern ausgegangen sind, Vorschläge, deren Unbrauchbarkeit und Unwirksamkeit auf der Hand liegt und von niemand bezweifelt wird.

Die Sozialpolitik dieser beiden Herren ist so schwächlicher Natur, daß sie sofort zurückschreckt, wo der Kapitalist laut schreit, daß er geschädigt sei oder geschädigt werden könne. Darum darf man sich nicht wundern, daß beide Minister bei der Frage des Arbeiterschutzes in Bezug auf die Hausindustrie eine so merkwürdige Haltung eingenommen haben. Beide versicherten im Reichstage ihr volles Mitgefühl für die armen Mäntel- und Weißzeugnäherinnen, deren Elend und Ausbeutung manchmal aller Begriffe spotten; Herr von Boetticher sprach sich sogar entschieden mißbilligend aus gegen jenes Treiben, das bis in „höhere Schichten“ der Gesellschaft geht und das darin besteht, daß die Töchter wohlhabender Familien oder gutbezahlter Beamten den Näherinnen das Brot wegnehmen und die Löhne drücken, um sich die Mittel zu einem Ballstaat oder zu einer Vergnügungsreise zu verschaffen. Aber von da

bis zu Thaten ist noch ein weiter Schritt. Vorher will Herr von Boetticher die Reichstagskommission für Arbeiterstatistik mit der Sache beauftragen, und da ist er sie vorläufig los. Dann will man sehen, ob dem Ausbeutungssystem nicht durch vorgeschriebene Arbeitsverträge gesteuert werden kann. Das kann noch lange dauern, aber der gewandte Herr von Boetticher hat sich wenigstens den Anschein gegeben, als wisse er die ganze Kalamität mit Erfolg zu bekämpfen, „denn“, sagte er, „so groß die Schwierigkeiten auch sind, sie müssen überwunden werden“. Herr von Berlepsch dagegen war durchaus pessimistisch gestimmt; ihm scheint es nicht möglich, gegen die Hausindustrie eine Arbeiterschutzesgesetzgebung mit Erfolg anzuwenden. Er meinte, die Großunternehmer müßten sich bei hohen Konventionalstrafen verpflichten, keinen Meister anzunehmen, der nicht seinen Arbeitern einen bestimmten Prozentsatz des Lohnes giebt. Das wäre also ein Minimallohn für Meister und Arbeiter! Ob Herr Berlepsch wohl im Ernste glaubt, daß ein Minimallohn mit Konventionalstrafen zu erzwingen ist? Er fügte freilich hinzu, daß man kein Gesetz habe, um eine solche Regelung der Sache zu erzielen. Aber wenn man auch ein Gesetz hätte — die Bewegungen des Arbeitsmarktes würden eben dieses Gesetzes spotten und würden es unwirksam machen.

Daß man die Hausindustrie und Hausarbeit überhaupt nach Möglichkeit beseitigen muß, wenn man die dort beschäftigten Arbeiter den Arbeiterschutzesgesetzen unterstellen will, daß man die Unternehmer zu diesem Zwecke zwingen sollte, Werkstätten einzurichten und ausschließlich dort arbeiten zu lassen, ist eine alte Forderung und wäre sicherlich speziell für die Mäntel- und Weißwarenbranche ohne alle Schwierigkeiten durchführbar. Dann könnte man die Arbeitszeit durch Gesetz bestimmen und die Aufsichtsbehörden könnten das ganze überwachen. Auch die Konkurrenz der „höheren Töchter“ wäre dann beseitigt, denn diese würden sich in keine Werkstätte setzen. Der Preis der Arbeitskräfte in dieser Branche müßte augenblicklich steigen, wenn Werkstättenzwang und Maximalarbeitszeit eintreten würden. Allein eben deshalb werden die Unternehmer niemals freiwillig darauf eingehen.

Herr von Boetticher hat gesagt, er glaube „vorläufig“ nicht, daß man soweit werde gehen und den Werkstättenzwang einführen können. Damit hat er seinen Standpunkt gekennzeichnet; man will den Unternehmern nicht zu nahe treten. Man hat eben bei den Mäntel- und Weißnäherinnen keine so dringenden Gründe, mit energischen Maßnahmen vorzugehen, wie bei anderen Gelegenheiten.

Jedermann, um ein Beispiel anzuführen, der sich den Fleischgenuss heute noch erlauben kann — Tausende und Abertausende können es leider nicht mehr — hat ein Interesse daran, daß das Fleisch vor dem Genuße sorgfältig untersucht wird; man fürchtet sich vor fränktem und verdorbenem Fleisch. Die Schlachtermeister würden heute wohl auch noch, wie früher, zu einem guten Teil lieber daheim schlachten und würden da manches Stück Vieh mit unterlaufen lassen, dessen Fleisch nicht mehr genießbar wäre, das man immer aber noch in die Würste hacken könnte. Soviel in diesen Dingen heute noch möglich, geschieht ohnehin. Aber die Kommunen haben Schlachthäuser hergestellt, wo die Fleischer ihr Vieh schlachten müssen und wo mit Leichtigkeit das Vieh vor dem Schlachten und das Fleisch nachher noch einmal besonders untersucht werden kann. Jedermann, außer eben einigen Schlachtermeistern, wird solche Maßregeln nützlich und vernünftig finden. Und was man mit Recht dem Schlachtermeister zumutet, das sollte man den großen Mäntel- und Weißwarengeschäften nicht auch zumuten können — nämlich ihren Betrieb dahin zu verlegen, wo er von der zuständigen Behörde beaufsichtigt werden kann?

Gegen diese Forderung giebt es keinen genügenden Grund und darum hat Herr Boetticher auch keinen anführen können. Wir sind auch heute noch der Meinung, daß ein Staatsmann mit sozialpolitisch weitem Blick und mit der erforderlichen Energie im Stande wäre, mit einschneidenden Reformen den Ausgebeuteten und Enterbten einigermaßen Luft zu schaffen und ihnen wenigstens einen Teil ihres Glanzes zu ersparen, wenn er Ernst machen würde. Wir würden das begrüßen, denn der Weg zum Sozialismus würde darum nicht verlängert. Im Gegenteil vielleicht verkürzt. Man darf nicht vergessen, was Karl Marx so sehr betont hat, daß nämlich das Uebermaß des Glanzes den Menschen stumpf macht, während gerade die besser bezahlten Arbeiterschichten die meisten ziel- und klaffenbewußten Elementen stellen.

Aber Herr Boetticher und Herr Berlepsch sind keine Staatsmänner aus obigem Stoff. Wer mit seiner Sozialpolitik schon vor Betriebswerkstätten für die Konfektionsgeschäfte zurückschreckt, dessen „Reformen“ werden den Gang der Weltgeschichte nicht im geringsten beeinflussen, und wenn ein einzelner dies überhaupt immer nur sehr relativ kann, so werden die Staatsmänner von heute thun, was die meisten ihrer Vorgänger gethan: sie fördern die werdende Umgestaltung der Produktionsweise durch ihrer Unterlassungen. Die reaktionären Maßregeln anderer dazu und die sozialistische Bewegung wird bald die Welt überfluten.

Seuilleton.

Maßgebend verboten.

Die Entgleisten.

Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend von Ernst von Wolzogen.

„Sie sind ein schlechter Schauspieler, Herr Doktor!“ rief der Lieutenant. „Ich seh's Ihnen ja an der Nase an, wie Sie sich abquälen, irgend eine neue Niedertracht herunter zu würgen. Das ist ungesund, lieber Herr! Und wenn Sie 'n bißel Vertrauen zu mir hätten, dann thäten Sie gut, mich auf den Braten einzuladen. Vielleicht kriegen doch zwei die Geschichte eher klein wie einer. Kommen Sie her, setzen Sie sich! Worum handelt sich's denn?“

„Ich glaube, Sie haben recht,“ versetzte Doktor Huhn, indem er sich zum Sofa führen ließ. „Ich brauche einen Menschen, den ich um den Weg fragen kann — meine Gedanken gehen ganz in die Irre — ich bin wie vor den Kopf geschlagen — ich weiß nicht mehr aus noch ein. Sie sind so überaus gütig zu meiner Lisbeth — Sie sind der Einzige hier, von dem ich vielleicht ein freundschaftliches Verständnis . . .“

„Machen Sie keine Redensarten, sondern kommen Sie zur Sache!“ unterbrach ihn der Lieutenant, indem er ihn aufmunternd auf den Schenkel klopfte.

„Nun, also,“ stieß Doktor Huhn nach kurzem Besinnen hervor. „Ich habe eben einen Brief bekommen, der mich nötigt, entweder sofort aufzupacken und die Flucht zu er-

greifen oder mit allen Mächten der Hölle um den Besitz meiner Lisbeth zu kämpfen.“

„Holla!“ rief der Lieutenant. „Um das Prinzesschen handelt es sich? Nu straf' mich Gott — da denk' ich auch 'n Wörtchen mitzureden! Ich lasse mir auch nicht meinen letzten Stein vom Himmel wegsagen, hähä — ich lasse mir nicht das Licht auspusten, bei dem ich — zu Bett gehen wollte! Also nun mal heraus damit: wer will uns das Kind rauben?“

„Seine Mutter — meine Schwester!“ Und dann erzählte er dem gespannt Lauschenden die ganze trostlose Wahrheit.

Als der Doktor geendet hatte, erhob sich der Lieutenant und stetzte fast ebenso aufgeregter als vorhin jener im Zimmer auf und ab. Ingrim und Mißgefühl verrieten sich abwechselnd in seinen Mienen und verzerrten sie ins Groteske. Eine ganze Weile wütete er so stumm vor sich hin, nur von Zeit zu Zeit einen grimmigen Fluch zwischen seinen schmalen Lippen zermalmend. Und dann verschwand er auf einige Augenblicke in der Kammer und kehrte mit einer Flasche und zwei Biergläsern zurück.

„Kommen Sie, Freundchen — einen guten Cognat, ehe wir die Beratung eröffnen!“ Und er stürzte drei Gläser voll hinunter, während der andere ein einziges Gläschen ausnippte.

„Sie haben recht, das thut gut,“ lachte Doktor Huhn, indem er sich den Schnurrbart von den Lippen strich. „Aber nun sagen Sie mir: was ist zu thun? Kennen Sie die Gesetze? Würde was auszurichten sein bei einem Prozeß?“

„Weiß ich nicht, glaub' ich aber nicht! Die Gesetze schlingen nur das Schema — und das Schema heißt: Die

Mutter hat das nächste Anrecht auf ihr Kind, wenn . . . Sagen Sie mal: wissen Sie nichts vom Vater?“

„Nein, nicht einmal seinen Namen!“

„Wie ist das möglich? Wenn das wirklich der gewissenlose Verführer der Unschuld war, der das Fräulein schmählich sitzen ließ, dann konnte ihr doch nichts daran liegen, seinen Namen zu verheimlichen.“

„Das ist ja eben das Allergrößte! Das ist ja eben das, was meinem Stiefvater das Herz gebrochen hat — das ist das, worüber man sich jetzt noch zu Tode schämen möchte, wenn man daran denkt! Es war nicht eine unglückliche Liebesgeschichte, die man menschlich begreifen und entschuldigen könnte. Der Mann war nicht der gewissenlose Schurke, der das vertrauensselige Mädchen betrog und ins Unglück stürzte — das Mädchen war die leichtsinnige Dirne, die sich langweilte in dem ehrbaren Vaterhause, die mit dem ersten besten davon lief, nicht weil sie ihn liebte, sondern weil sie sich nach Abenteuern sehnte, nach umeistem Glanz, nach trivialstem Genuß. — Ich war damals weit weg vom Schauspiel, studierte in München. Wie ich die Geschichte erfuhr . . . Sie können sich denken: ein rauschiger Burleske im zweiten Semester! Mein erstes war natürlich, dem Entführer Rache zu schwören. Ich wollte ihn aus dem verborgensten Winkel aufstöbern, um ihn mit dem Säbel zu massacrieren oder lieber noch über den Haufen zu schießen. Denn ich liebte diese Stiefschwester leider mit — mehr als brüderlicher Liebe. Der Vater wußte seinen Namen; aber er weigerte sich hartnäckig, ihn mir zu nennen, weil er nicht wollte, daß ich in meiner blinden Wut einem Unschuldigen ans Leben sollte. Ja, ja, so wunderbar es klingt, der Entführer war thatsächlich der am wenigsten Schuldige — er war selbst ein Betrogener. Mein Stief-